

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	16 (1926)
Heft:	49
Artikel:	D's Amtsgricht vo Waschliwil
Autor:	H.B.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-648225

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurz nach meiner Ankunft aber entpuppte sich unser Manahan als mein richtiggehender Gegenpart. Er mochte wohl den schmachtenden Bliden, die zwischen uns zwei verliebten Dingern kursierten, mehr als notwendig Beachtung geschenkt haben und war so oder so von seinem eiszapfigen Junggesellenthron herabgestiegen.

Eine ganze Weile lang war ich mir dessen nicht bewußt. Ja — ich wußte sogar, in der Gunstaurora meines Prinzen zu stehen, wie kein Sterblicher vor mir gestanden hatte, und ganz besonders, nachdem er ein- oder zweimal, als ich sein Tintenfäß vorsichtigst füllte, mir unter der Hornbrille hervor gar väterliche Blide zugeworfen hatte.

Ich war der Annahme, allhier so fest im Sattel zu sitzen wie der in Erz gegossene General Steuben, der mir von meinen Parkspaziergängen bekannt war.

Ja, ich war meiner Sache so sicher, daß ich, kaum ein paar Wochen im Geschäft, beschloß, einen Sonntagnachmittag meinen Kollegen von Zeitungshändlern zu widmen, mit ihnen die Friedenspeife zu rauchen und sie zu einem frugalen Essen zu traktieren. Diese Idee kam mir wohl hauptsächlich deshalb, weil ich in meinem, mir am Vorabend des Eintrittes bei Manahan mit den letzten Dollars gekauften Anzug, den Businesmann und als solcher den kommenden Mann markieren wollte, den, der da aus den Reihen und über die Reihen gekommen ist, der mehr Zeug zu Höherem besaß, als ein ganzes Schöd von stetsfüßigen, bußlichen Zeitungsausschreibern.

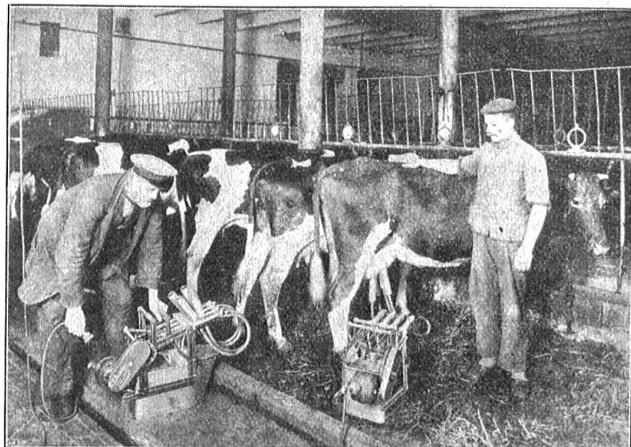
Als dann an einem Sonntag meine Fee mit ihren Eltern, denen sie mich übrigens mit der Zeit zu präsentieren gedachte, zu einer Neuengland-Tante nach der Bohnenstadt Boston verreiste, hielt ich den großen Augenblick, meinen Plan zu verwirklichen, gekommen.

Ich bestellte Budel und Stelzfuß mit einem pazifistischen Schreiben nach einer etwas untermündig und abgrundig gelegenen Speisewirtschaft „Zur Bratwurstglode“.

Zur bestimmten Stunde stellte und buckelte es denn auch wirklich in die Gaststube, die ich bereits mit Beschlag belegt hatte, hinein. Der Stelzende gab mir vor lauter Freude über das Wiedersehen beinahe Hand und Stelzfuß in einem — ich war der Brooklynbrücke nämlich seit meiner Beförderung etwas hochnasig ausgewichen, um den Eindruck, den ich auf die Gentlemens machen sollte, um so plötzlicher und vollständiger zu gestalten — und der Budlige klappte in sich zusammen wie ein Taschenmesser, so daß nichts mehr als das Rückengebirge von ihm zu sehen war, das er durch geschickte Stopfungsmanipulationen abzuflachen gesucht hatte, und er war gerührt wie ein Bergischmeinnicht.

Nachdem meine Respektperson gebührend gemustert worden war, klopste mir Jonathan, wie der mit dem angeschallten Holzbein hieß, väterlich auf die Schulter: „So ist's recht, mein Sohn! So ist's recht! Bist gewiß schon erster Adjunkt deines Vorgesetzten geworden?“ — Lächelnd wehrte ich ab. „So schnell geht es denn doch nicht, Bruder Jonathan, aber zweiter Adjunkt, ja, das werde ich schon sein!“ erwiderte ich mit unendlicher Herablassung. „Beim heiligen Simplizissimus!“ sekundierte der Budlige — „und so ein Kerl hat Zeitungen verkauft!“

In meiner erhabenen Selbstgefälligkeit kam ich mir vor wie ein ausgewachsener Wollenkräcker. Und als der Bratwurstglodenwirt den Lammbraten herumreichte, hatte ich meinen zwei Bewunderern bereits eine ganze Stadt von Wollenkräckern aufgebunden. Ich entwidelte Ideen, die mit ihren illusorischen Köpfen das Himmelsgewölbe einstießen, die die Milchstraße zum letzten Tropfen ausmälten; ich erzählte ihnen von Benjamin Franklin, der als blutarmer Junge von Neuengland nach Philadelphia wanderte wie ich, der ich schon viele Jahre unterwegs war zum Glück, wie es sich unser Franklin geschmiedet hatte in jenem Philadelphia, woselbst er vom Buchdruckerlehrling zum Erfinder, der den Blitz auffing, zum größten Staatsmann vorstieß, den die



Melken mit Maschinen.
Ein Kuhstall, in dem die Melkmaschinen zur Anwendung gelangen.

Sternenbannerunion ihr eigen nennt; Benjamin Franklin, dem sie vor dem Pressepalast neben der Brooklyn Bridge ein Monument errichtet hatten, und der einst so kirchenmausarm war wie ich, der Zeitungsverkäufer.

Und als wir beim Dessert angelangt waren, hielt ich mich selbst für das besagte Monument. Überlebensgroß, wie aus Granit gehauen, mächtig und ragend kam ich mir vor in meiner Berufung zu Höherem. Alle Welt war zur Stimme von Mazedonien geworden. Die zwei Gäste aber legten Kranz um Kranz um das Denkmal, und einer war blühender und buschiger und duftiger als der andere. Und als ich zum Schlüß gar eine Flasche „Bencraftledoctor“ aus dem Wirtskeller kredenzen ließ, fuhren sie gleich ganze Wagons mit Ruhmeskränzen heran, so daß das Denkmal wachsen und wachsen mußte bis zum Mond hinauf, um nicht in dem Wald von Blumen zu ersticken. Und wirklich — es wuchs so fabelhaft, daß Bruder Jonathan glaubte, den Stelzfuß abschnallen zu müssen, um es zu stützen und vor jämmerlichem Zusammenbruch zu retten. Selbst dem Budligen war kein Oyser groß genug und er hätte bereitwillig seinen Budel darangewagt, um ihn der drohenden Katastrophe entgegenzustemmen, wenn es etwas genügt hätte.

Als unser Benjamin Franklin wieder wie ein gewöhnlicher Sterblicher zu fühlen begann, lag er in seiner Dachstube, und es war aus Abend und Morgen ein anderer Tag geworden, ein Tag, an dem er wieder auf das Bureau mußte, um dort die Tintengefäße des Seniorchefs Manahan und seines Generalstabes zu füllen.

Aber was Alltag, was Tintenfäß! Sie Welfen, hie Ghibellinen! Schwamm doch der Löwenkopf Maggie Russels als schimmernde Wolke über meinem Leben, das ein Himmel war, in dem die Sterne ihrer Augen ihr blauestes Bergischmeinnichtgebet beteten.
(Schluß folgt.)

D's Amtsgericht vo Waschliwil.

Der Heimatshuz Spielverein hat mit Fritz Mosers Lustspiel einen richtiggehenden Schlager gewonnen; selten noch hört man so lebhaft und interessiert über ein Stück ihres Repertoires diskutieren wie in den letzten Wochen. „Ein Stück, das man gesehen haben muß“ — so lautete, kurz gesagt, das Urteil. Nicht immer läßt dieses Urteil auf die künstlerische Qualität des betroffenen Bühnenwerkes schließen. Hier aber muß man doch der „Volksstimme“ Beachtung schenken; denn das Publikum des Berner Heimatshuztheaters ist ganz naturgemäß kritischer eingestellt als — sagen wir einmal das des Operettentheaters, und wenn es fünfmal den Schänzlisaal füllt, so stehen gewisse auf dem Gebiet der Ästhetik liegende Gründe dahinter. Und zwar müssen sie sowohl im Stück selber, wie in den Leistungen

der Spielenden gesucht werden. Diese Gründe aufzudecken, soll in den nachstehenden Zeilen versucht werden.

Fritz Moser hat — dies sei zunächst festgestellt — einen glücklichen Griff getan in den Zettelfästen, wo die Lustspiel-



„Ds Amtsricht vo Waschliwil“. — I. Aufzug, I. Szene.

motive liegen. Und zwar die bewährten und ausprobierteren. Shakespeare hat das auch so gemacht — wobei ich nicht sagen will, Fritz Moser sei in Shakespeares Fußstapfen gewandelt. Aber es ist eben so: die guten Lustspielmotive sind uralt und ewig jung, und jeder Dichter — auch ein Heimatschutz-Dichter — muß auf sie zurückgreifen. Immer behandeln sie menschliche Schwächen und zwar so, daß der Zuschauer sich gereinigt und gerechtfertigt fühlt. Gereinigt, weil der Held des Lustspiels doch ein übertrieben dummer oder schlechter Kerl oder beides zugleich ist; man hat ja auch seine Schwächen und denkt und tut nicht immer, wie man sollte; aber so dumm und schlecht wie dieser Josias Schmutz und dieser Gottlieb Gottfried Krähnbühl — nein, so ist man gottlob nicht. Gerechtfertigt sieht sich der Zuschauer darin, daß gut doch eben gut und böse bös ist und bleiben muß, wenn die Welt nicht auf den Kopf gestellt werden soll.

Die Welt des Lustspiels ist die des behaglichen Bejahers; Probleme, Philosophie — sie sind dem Genuss nicht befähiglich. Freilich muß von den wahren Dingen des Lebens, von dem was außerhalb des philisterlichen Behagens liegt, auch etwas ins Lustspiel hineinblenden, wenn es den Wissenden nicht langweilen und verstimmen soll. Es muß gleichsam bei jedem Türöffnen von draußen die kalte Wintersturmacht die eisigen Floden hineinwehen in die allzu behagliche Stube, damit man sich des Glücks bewußt wird, so an der Wärme zu sitzen und auf das kalte Nachhausegehen sich innerlich vorbereiten kann. Das Lustspiel darf der Satire und der Ironie nicht entbehren; oder besser ausgedrückt: es muß Geist haben.

Mosers Stück hat Geist. Es ist nicht bloß eine geschickte Zusammenstoppelung von gelungenen Situationen und von Witzen. Sein Amtsricht vo Waschliwil ist eine Zusammenfassung typischer Charakter- und Lebenserscheinungen, etwas, das an Seldwyla gemahnt. Viel „Menschliches — Allzumenschliches“ ist hier zusammengetragen; übertrieben viel: welch ein Amtsgericht im Kanton Bern dürfte je einen solchen Charlatan und Schuft von Präsidenten und einen solchen Windhund und Schleichjäger von Gerichtsschreiber gesehen haben? Wer es ist das gute Recht des Lustspieldichters zu übertreiben; er muß übertreiben mit

Rücksicht auf die Zuschauer, die sich sonst porträtiert sehen könnten und dabei nicht zum ungetrübten Genusse kämen.

Das Übertreiben gehört zum Stil. Und der Stil gehört zum Geist des Stücks. Es gibt gewisse Höhepunkte im „Amtsricht vo Waschliwil“, die gerade durch die Komik der Übertreibung unvergänglich bleiben: Im 6. Auftritt des 1. Aktes steht Josias Schmutz vor dem Spiegel und läßt sich von Krähnbühl mit dem Rassierspiegel die ominöse Glazé zeigen, die dem alten Schürzenjäger, der jetzt ehrlich auf der Pirsch ist nach einem reichen Mädchen, zum Bewußtsein rast, daß es knapp vor Torschluß ist mit ihm. Köstlich dieses Auf und Ab von Hoffen und Verzichten. „Prä sident (vor dem Spiegel): Dä donneresch Fläde do (im Haar). Sünsc giengs no. Nüt vo Glazé? Nächt einisch der Rassierspiegel, Chräjebüel. O — o! dert schint es düre! U da — o wetsch! I Jennys Zyting isch öppis aprise gäge Chräjefüeß — das mueß me de la cho! — Krähenbühl (ihn stets eifrig bespiegelnd): Oh — der Herr Präsident het gäng no siner Qualitäte. — Präsident: Si chönnte schlächter sy. Und de het me doch sünsc o anger Chance als so ne junge Spränzel; mi isch e bstandene Ma — mi het Erfahrig — mi het sis Savoir vivre — mi cha-n-e Carriere-n-i ds Träffe fühere, mi ha — o verfluecht! — Krähenbühl: Was isch, Herr Präsident? — Präsident: Mir überhöme Buuch — Chräjebüehl! Pfi Tüsel, das mueß wider wäg; es mueß wider gritte sy, morgeds u-n-abeds e tolli Stredti...“ Ist köstlicher die Eitelkeit eines Mannes und die Angst vor der Unzulänglichkeit je persifliert worden?

Im II. Akt will Hans, der erfolgreiche Liebhaber, seine Therese nach Amerika entführen. Alles ist hier gipfelhaft: die Naivität der Jungen, eingeschlossen den Theologen Rettenmund, der der Liebesentwicklung auf so köstlich ungeschickte Art nachzuhelfen will. Dann die Herrschaftsköchin mit ihren nachtdunkeln Suppenkühen und ihrer moralischen Rüstung: „No eine zuere-n-i-the? Bi üs geit's afe bal wie imme-ne hölzige Himmel!“ Dann der verliebte Gerichtsschreiber mit seinen Schnepfenjagd-Plänen hinter dem einen Vorhang, die Tante Euphrosine mit ihrem verwundeten Stacheldraht-Herzen hinter dem andern Vorhang; der in die Falle gegangene und enttäuschte Präsident; die jammernde Therese, der wütende Hans, der schnarchende Binggeli — die ganze unmögliche Konfusion dieser Handlung, bei der kein Pfiffillus mehr drüber kommt, das alles ist so hinreißend urkomisch, daß man noch Wochenlang nachkönnen kann.

Der Gipfel des Gipfels der Komik — ein wahrer Goldfund für ein Theaterstück — ist dieses zweiseitige Amtspult mit den beiden Rivalen auf den hohen Drehstühlen droben. Während der gleich seinem Bruder Adam im „Zerbrochenen Krug“ in die Enge geratene Gerichtspräsident sich immer mehr in das Netz seiner Lügen verstrickt, laviert, manövriert, gestikuliert, bald der Substitut gegen den Gerichtsschreiber, bald diesen wieder gegen jenen ausspielt — Unwahrcheinlichkeiten häufen sich auf Unwahrcheinlichkeiten — wogt — buchstäblich — im Hintergrund der Kampf der beiden feindlichen Drehstuhlhelden auf und ab: eine Szene zum Bersten.

Mosers Stüd brodelt nur so von Komik; oft kocht es über; einiges könnte zum Nutzen des künstlerischen Eindrückes noch unterdrückt werden (der Taubendreieck, die Verlobung Binggelis u.). Der Verfasser ist ganz auf die Shakespearisch-durke Komik eingestellt (man verzeihe wieder den vergleichenden Seitenblick). Das Berndeutsch, das er meisterlich handhabt, kommt ihm aber in dieser Hinsicht auch ganz besonders entgegen mit seinem Reichtum an Bon mots und Wortwitzen. Moser versteht es auch trefflich, mit der Sprache die Charaktere zu untermalen: die Hohlheit des liberalen Politikers schlimmsten Observanz drapiert sich mit einem aufgeblasenen Amtsstil; sein Famulus Krähnbühl und der Substitut platschen im gleichen Schlammwasser, nur etwas größer und dümmer; urig fährt die Herrschaftsköchin Lisbeth ins Zeug, während der Theolog in seinem Deutsch

den Stil der Berner Akademie von 1834 — oder war sie damals schon Hochschule? — höchstlich widerspiegelt.

Moser hat mit großer Kunst seinem Lustspiel ein Lokal- und Zeittolorit gegeben. Dies ist auch ein schönes Stück von dem Geist, von dem ich oben gesprochen. Der junge schweizerische Liberalismus der Dreißiger Jahre trägt, mit dem skeptischen Perspektiv unserer Tage geschaut, zweifellos etwas von der Lächerlichkeit an sich, die ihm Moser anhängt. Man muß wohl beachten: in Waschliwil war der Liberalismus und Rationalismus zweiter und dritter Hand, so wie ihn Gotthelf schaute. Ein glückliches Gegengewicht hat der Verfasser in dem schwachgeistigen Positivismus des jungen Kandidaten geschaffen. Das Pölemische ist hier glücklich ausbalanciert.

Solch ein gut fundiertes Stück bot wieder den mitschaffenden Künstlern, die sich um die Aufführung verdient machten, die nötige stoffliche und geistige Weite.

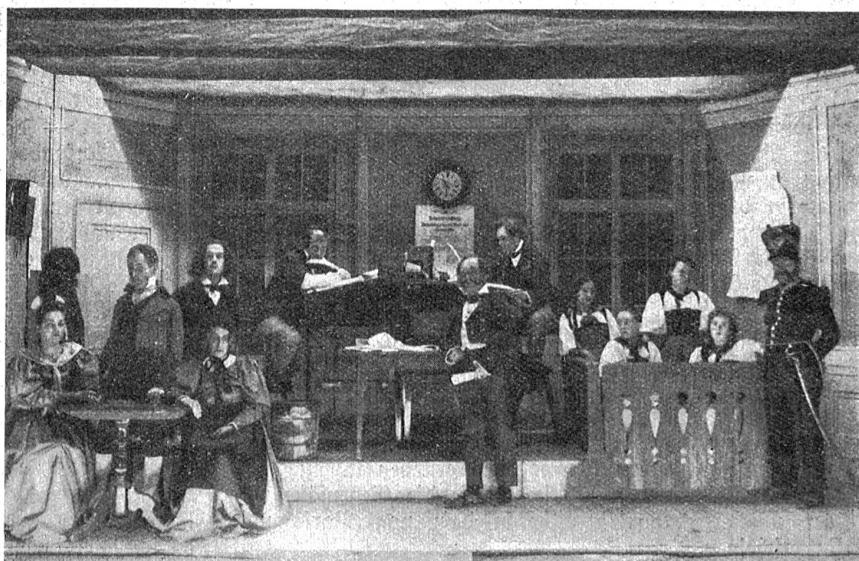
Rudolf Münger ist gerade mit der bernischen Biedermeierzeit wie kein zweiter vertraut (man denke an seine Röseli-garten- und von Tavel-Illustrationen). Er schuf diesmal wahre kleine Kunstwerke: so im Halboffizier und Halbbeamten Schmutz, im Theologen Rettenmund, im Jungen Hans, im Dämmchen Therese; aber am besten geraten sind ihm der Substitut und der Landjägerplanton. Stilrein gab sich das Empire-Gartenstöckchen im II. Akt, unanfechtbar echt war die Schloßkanzlei im letzten Aufzug.

Die Regie leistete vollwertige Arbeit. Leicht war sie keineswegs bei diesem Stücke.

Hervorragend gut war die Darstellung. Man ist sich zwar beim Berner Heimatschutztheater nicht anders gewöhnt. Es hat den Vorteil vor vielen andern Dilettantenbühnen voraus, einen Stock trefflich begabter langjähriger Darsteller zu besitzen, die jeder Aufführung den gehobenen Stil sichern und auf die Mitspieler die nötige Aneiferung weiter geben. Da muß der Träger der Gerichtsschreiber-Rolle vor allen genannt werden. Herr B. ist heute so sicher auf den Brettern, wie irgend ein Routinier des Berufstheaters; in Maske, Bewegung, Geste und Sprache ein Komiker erster Güte. Der schlaue, verschlagene Intrigant gelingt ihm meisterlich. Seine Gegenspielerin, die Rolle der Röchin, war auch eine Charakterdarstellung aus einem Guß, ganz aus Eigenem geschöpft, ohne Übergänge und Lüden zwischen Spiel und Leben. Der Präsident ließ in der ersten Aufführung eine gewisse Unsicherheit merken; er mag sie in den folgenden verloren haben. Die Rolle war zweifellos die schwerste, da es auch dem Dichter nicht restlos gelungen ist, aus diesem Muskeln von Grundsätzen eine runde Persönlichkeit zu schaffen. Wieder höchstlich einheitlich, in der äußeren und inneren Erscheinung geradezu bildhaft wirkte das Biedermeier Bärchen. Eine ganz vorzügliche Gestalt war der Substitut: ganz hundebetont, ganz verprügelte Knechtenseele, psychologisch echt bis auf die roten Haare und die schielenden Augen. Wieder eine Figur von überwältigender Komik der Landjäger: übelhorig, dummköpfig, Schnapsliebhaber, schlafslüchtig.

Tante Euphrosine war die eßigherbe alte Jungfer, wie sie im Buche steht; etwas zu gallisch-bitter vielleicht; ich hätte ihr etwas mehr Süße und Sentimentalität gewünscht; sie stand zu sehr über der Sache. Vortrefflich in Stimme und Maske wieder der Kandidat, ganz Typus, ganz Einheit.

Die Heimatschutztheater-Leute verdienen das Lob, das man von allen Seiten über ihr Spiel hört. Man wird einst — wenn die Zeit zum Rückblick und Ueberschlagen gekommen ist — feststellen, daß ihre ernste Arbeit die Voraussetzung war zu dem erfreulichen Aufstieg, den unsere natio-



„Das Amtsgericht von Waschliwil“. — Gerichtszene des letzten Aktes.

nale Bühne genommen hat. Die vielen guten Heimatschutzstücke, die wir jetzt schon besitzen, sind eine Verheißung dazu und Mosers „Amtsgericht von Waschliwil“ wird in der Bilanz ein wertvoller Aktivposten sein.

H. B.

Aus der politischen Woche.

Misstrauen.

Mitte Dezember soll in Genf unter dem Vorsitz Dr. Stresmanns der Böllerbundsrat tagen. Nie weniger als heute scheinen die Bedingungen für eine ersprießliche gemeinschaftliche Tagung der ehemaligen Feinde gegeben zu sein. Das alte Misstrauen reißt sich wieder als siebenköpfige Hydra über den grünen Tisch der Diplomaten empor; schlägt ihr ein Friedensherkules den einen Kopf ab, flux wachsen zwei neue nach. Heute ist es die

Militärkontrolle,

die Deutschland durch den Artikel 213 des Versailler Vertrages auferlegt wurde und nun in Auswirkung der Locarno-Verträge und der Versprechungen von Thoiry verschwinden sollte, aber nicht, ohne Erregung zu verursachen, verschwinden kann. Bis heute wurde die Militärkontrolle durch eine der alliierten Botschafterkonferenz verantwortlichen Kommission ausgeübt. Der Artikel 213 sieht vor, daß diese alliierte Kontrolle durch die Kontrolle des Böllerbundes ersetzt werden solle, wenn Deutschland seinen Abrüstungsverpflichtungen Genüge geleistet habe.

Nun hayerte es aber alle die Jahre hindurch immer mit der Ausführung der Deutschland auferlegten Abrüstungsverpflichtungen. Der letzte Bericht der Kontrollkommission beanstandet noch die Festungen an der Ostgrenze nebst einigen organisatorischen Einrichtungen in der Reichswehr. Trotzdem wären die Alliierten, unter der Führung Englands, bereit, die Kontrolle dem Böllerbund zu übergeben. Sie stellen aber vier Bedingungen auf: 1. Unterordnung des Chefs der Heeresleitung unter die Autorität des Reichswehrministers; 2. Regelung der Rekrutierungsfrage; 3. Kontrolle des Exports von Waffen und Munition; 4. Zerstörung der Festigungen an der Ostgrenze Deutschlands.

Diesen Forderungen des Memorandums der Alliierten steht immer noch die schroffe Haltung der deutschen Regierung, die von der gesamten deutschen Öffentlichkeit energetisch unterstützt wird, entgegen. Im Reichstag erklärte Dr. Stresmann, sekundiert von sozusagen allen Parteirednern — bemerkenswert ist das ganz entschiedene Nein des mäßig und versöhnlich denkenden Dr. Wirth gegen die Weiter-